

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel [Fortsetzung]
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

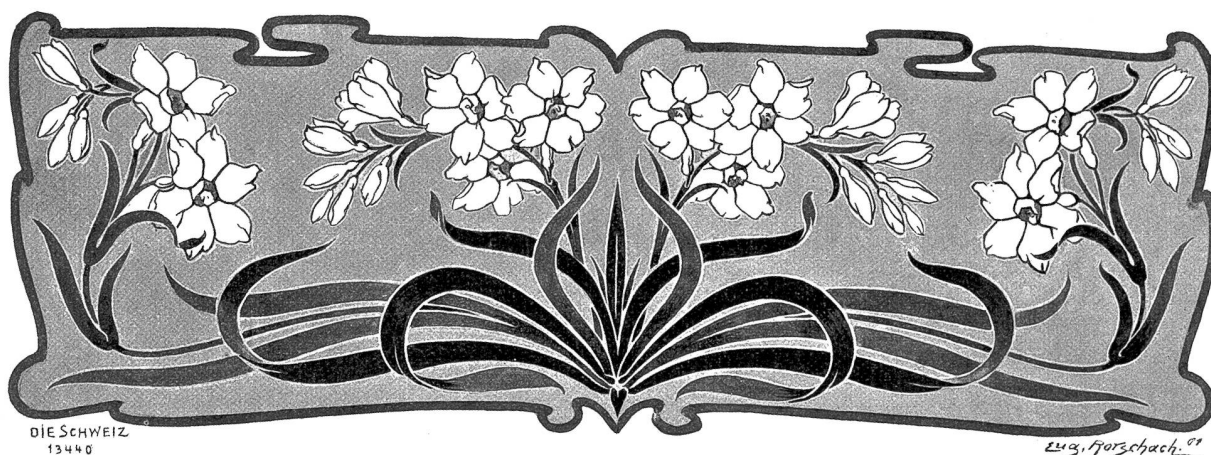
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Nebel.

Roman von Léon von Linsean.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er ging zunächst in eine Buchhandlung, wo er ein Exemplar von „Gebrochene Flügel“ kaufte, das er in seine Tasche steckte. Dann schlug er den Weg zum „Korsar“ ein; denn er wollte seinen Rivalen mit dessen eigenen Waffen schlagen. Nachdem er ziemlich lang hatte warten müssen, wurde er endlich in das Arbeitszimmer des Chefredaktors Jonzac geführt.

„Mein Herr,“ sagte er zu diesem, „ich möchte wünschen, Ihnen nicht gänzlich unbekannt zu sein. Mein Name ist Herepian. Ich habe einen Band Gedichte veröffentlicht . . .“

„Wir haben es uns zum Gesetz gemacht, niemals Gedichte zu bringen,“ unterbrach ihn Jonzac.

„Beruhigen Sie sich, ich bin nicht hier, um Ihnen solche anzubieten. Ich wollte mich nur anlässlich einer Bitte, die ich an Sie habe, legitimieren. Möchten Sie mir die Spalten Ihres Blattes für ein gutes Werk zur Verfügung stellen?“

„Je nachdem,“ erwiderte der Autokrat. „Wenn es sich um einen Bazar, eine Ausstellung zu wohltätigem Zweck, mit einem Wort, um ein gesellschaftliches Ereignis handelt, so können Sie auf uns zählen; denn wir befassen uns, wie Sie ohne Zweifel wissen werden, speziell mit der Gesellschaft.“

„Da bin ich ja am richtigen Ort. Ich möchte in Ihrem Blatt einige empfehlende Zeilen bringen im Interesse einer Geschichte aus der Gesellschaft, geschrieben von einem jungen Mädchen, — das nicht reich ist und schreibt, um zu leben.“

Jonzac lachte belustigt.

„Und das nennen Sie ein gutes Werk?“ sagte er, den naiven Besuch prüfend anblickend. „Lieber Herr, derartige gute Werke kommen in Paris sehr häufig vor. Der „Korsar“ gibt sich gern dazu her. Wir haben einen Tarif zu diesem Zweck.“

„Ich sagte Ihnen bereits,“ entgegnete Herepian, „daß die junge Dame nicht reich ist. Sie lebt mit einer betagten Großmutter, die sie unterstützen muß. Möchten Sie ihr nicht helfen, ihr Buch zu verkaufen, indem Sie etwas Lärm dafür schlagen?“

„Die Idee ist gut. Nur kostet der Lärm viel: fragen Sie nur den Direktor der Oper, der seinen Abonnenten dreimal wöchentlich damit dient. Ich habe ebenfalls ein Orchester, das ich bezahlen muß. Wenn ich die Bücher aller jungen Damen — mit oder ohne Vermögen — die es sich einfallen lassen zu schreiben, unentgeltlich anrühmen wollte, wäre ich in einem Monat bankrott. Ohne Bezahlung gibt es keine Reklame. Das ist das erste, und, wie manche meiner Kollegen behaupten, einzige Gebot der Journalistik.“

Felix las in den Augen des Chefredaktors, daß er eher den Märtyrertod erleiden als dieses Gebot überschreiten würde.

„Lassen Sie mich den Tarif sehen,“ sagte er mit einer mehr verstellten, als wirklichen Resignation.

Der „Korsar“ war bereit, Konzessionen zu machen. Um fünfhundert Franken — ein enormer Nachlaß — versprach man einen Artikel, wenn auch nicht erster Güte, so doch recht anständig. Der Unterhändler zog das zu besprechende Buch aus der Tasche.

„Ein derartiges Werk,“ fing er an, „muß sorgfältig durchgelesen werden. Gestatten Sie, daß ich Ihnen bezeichne . . .“

Mit einer entschiedenen Bewegung, begleitet von einem Gesichtsausdruck, der deutlich das Mitleid mit so viel Naivität verriet, bedeutete der Chefredaktor dem jungen Mann, nicht fortzufahren.

„O, lieber Herr,“ sagte er, „es würde das Doppelte kosten, wenn wir genötigt würden, den Band durchzulesen.“

Die Entmutigung Herepians merkend fuhr er in vertraulichem Tone fort: „Warum, zum Teufel, verfaßt das junge Mädchen den Artikel nicht selbst?“

„Ihr eigenes Lob posaunen! . . .“ protestierte Felix.

„Sie glauben wohl, es wäre der erste Fall, daß ein Autor sein Werk selbst lobt und ihm einen großen Erfolg prophezeit? . . . Nun denn, wenn die junge Dame diesbezüglich Skrupeln hat, besorgen Sie das Geschäft.“

„Ermächtigen Sie mich dazu?“

„Warum nicht, wenn Sie in den vereinbarten Grenzen bleiben?“

„Ich möchte nicht genannt sein.“

„Unterzeichnen Sie mit einem Pseudonym. Schicken Sie die Abschrift morgen vormittag, der Artikel erscheint in der nächsten Nummer. Ich werde die Kassa von dem Ihnen gewährten Nachlaß in Kenntnis setzen.“

Zwei Tage später veröffentlicht der „Korsar“ auf der ersten Seite einen glänzenden Artikel über „Gebrochene Flügel“. Die Mängel des Sujets erschienen geschickt maskiert; „Norac“ erkannte im Resumé ihr Werk kaum wieder. Unverkennbar ging der Eifer eines ergebenen Freundes aus diesen lobenden Zeilen hervor. Ein gerührtes, dankbares Briefchen wurde an Felix abgesandt; der Schluß lautete: „Besuchen Sie mich bald!“ Der junge Mann, der Alexandrine als praktisches Mädchen kannte, wollte indessen erst die Resultate des Artikels abwarten, um ihr die erste Nachricht davon zu überbringen. Er zweifelte nicht, daß die ganze Auflage sofort vergriffen sein würde. Ach, das ganze Ergebnis seiner begeisterten Prosa war der Verkauf von sechzig Exemplaren. „Norac“ verlor immer noch fünfzehn Louis.

Sie befaß sich, sich ebenso dankbar zu zeigen, als ob der Erfolg ihre kühnsten Erwartungen übertroffen hätte; aber im Grund genommen war sie grausam enttäuscht. Hätte sie gewußt, wie teuer dieser Freundschaftsdienst Heropian zu stehen kam, sie hätte sich zu Tod geschämt.

„Meine Glückwünsche!“ sagte Manfred bei seinem nächsten Besuch. „Ihr Freund hat seine Sache gut gemacht. Wie geht der Verkauf nach diesem hübschen Lament?“

„Biemlich langsam. Meine Illusionen über den Einfluß der Reklame sind verflogen.“

„Sie fallen von einem Extrem ins andere: früher hielten Sie die Reklame für allvermögend. Glauben Sie denn, daß es möglich sei, durch einen einzigen, wenn auch noch so flammenden Artikel ein Buch in Umlauf zu setzen, überhaupt irgend ein Unternehmen in Gang zu bringen? Gewiß nicht; so wenig man eine Lokomotive durch Verbrennen eines einzigen Stückes Kohle in Gang bringen könnte. Man muß lang fortsetzen und den Versuch oft wiederholen.“

„Ich glaube nicht, daß ich das thun werde,“ sagte Fräulein Caron, vollständig mutlos geworden. Manfred dachte: Auch er wird mit den Artikeln, das Stück zu fünfundschwanzig Louis, nicht so um sich werfen.

Er behielt indessen seine Reflexionen für sich und entfernte sich beruhigt: Heropians Aktien waren nicht gestiegen. Dies war auch die Ansicht des jungen Dichters selbst, der sich übrigens gestehen mußte, daß er wohl seinen guten Willen bewiesen, doch nicht wesentlich genützt habe. Auf die Frauen aber, selbst auf die besten, macht der gute Wille ohne Resultat keinen sonderlichen Eindruck. Das Herz Alexandrines blieb also unberührt; dafür hatte er in ihrem Vertrauen und in ihrer Freundschaft Fortschritte gemacht. Kurze Zeit nachher berief sie ihn telegraphisch zu sich. Sie fügte hinzu: „Thun Sie, als kämen Sie aus eigenem Antrieb. Ich habe Ihnen ernste Dinge mitzuteilen.“

Als er kam, entfernte sie ihre Großmutter unter

einem Vorwand, was nicht schwer war, da Frau Lyzdeyko dem jungen Mann unbegrenztes Vertrauen schenkte. Sobald sie allein waren, sagte das junge Mädchen: „Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten, das zu bewahren ich mich mit den feierlichsten Eiden verpflichtet habe. Aber ich halte Sie für ganz und gar verläßlich. So hören Sie denn: ich habe meinen Preis.“

„Wie kühl Sie das sagen!“

„Loben Sie mich für diese Zurückhaltung, die beweist, daß Stolz und Gerechtigkeitsinn in meinem Herzen noch nicht ganz erstorben sind. Ich bekomme meinen Preis, wenigstens nach Lescandes Versicherung. Das Buch aber liegt noch immer dort, wo ich es bei meinem ersten Besuch hingelegt habe.“

„Und daran stoßen Sie sich? Seien Sie nicht so empfindlich! Sie haben dem Komite ja auch einige Exemplare eingesendet, die ohne Zweifel gelesen wurden. Wer wird immer die peinliche Seite der Dinge hervorsuchen, nach den Dornen des Lebens greifen, statt dessen Rosen zu pflücken?“

„Warten Sie; Sie kennen noch nicht alle Dornen des herbstlichen Rosenstockes Lescandes. Dieser neue Verbündete ist ein Ueberläufer. Die Krone, die auf meiner Stirn ruhen wird, war einer andern in Aussicht gestellt. Und wissen Sie, wer diese andere ist? Frau Bitterlin!“

Heropian lachte laut auf.

„Eine recht amüsante Geschichte,“ sagte er. „Was schert Sie das! Jeder für sich und Gott für alle, lautet die Devise derjenigen, die kämpfen müssen. Denken Sie nur an Ihren Erfolg und kümmern Sie sich nicht um das Uebrige.“

„Ich fürchte nur, daß meine Rivalin, sobald sie ihre Niederlage erfährt, sich sehr angelegentlich um das Uebrige, das heißt, um mich kümmern wird. Sie ist sehr schlimm, seufzte neulich Lescande, der, heiläufig gesagt, der Sache nicht so beruhigt entgegensteht wie Sie.“

„Ich werde Sie aber nicht mit Haut und Haar vom Ungeheuer auffressen lassen,“ erwiderte Heropian. „Beruhigen Sie sich! Ich wäre so froh, wenn das Leben für Sie nicht immer eine Quelle der Unruhe wäre. Ich lese in Ihren Augen eine solche Müdigkeit. Stützen Sie sich auf mich: ich bin Ihnen ganz ergeben!“

„Ach, mein armer Freund, Sie sind ein Kummer mehr in meinem Leben, weil ich immer an die große Dankeschuld denken muß, die ich nicht abtragen kann. Sie machen mir in Gedanken den Vorwurf der Herzlosigkeit. Ach, ich bin eine alte Frau!“

„Sie wollen es sein. Sie scheinen Ihren Ruhm darin zu suchen, mit zwanzig Jahren die Hoffnung, den Enthusiasmus, den Glauben an die Liebe verloren zu haben.“

„Die Liebe, o unverbesserlicher Poet, gleicht der Gavotte: Ein eleganter, grazioöser Tanz, der Puder, Reifröcke, die Säle eines Palastes erfordert! Sie wird nur noch bei sehr reichen Leuten als Schaustück aufgeführt.“

„Die Liebe, o verstocktes Gemüt, ist ein Gang zu zweien auf dem längern oder kürzern Pfad unseres Daseins. Auch die Armen können lieben und lieben nur um so inniger. Die Liebe läßt sie ihre Armut vergessen.“

„In welchem Land kommt das vor?“

„In dem meinigen, mein Fräulein.“

„Das muß weiter weg sein als Amerika! . . . Aber bei Erwähnung Amerikas fällt mir ein, daß ich Ihnen noch sehr ernste Dinge mitzuteilen habe. Eine neue Schwierigkeit taucht auf, und wir wollen sehen, ob Sie auch hierin Rat wissen; ich weiß mir nicht zu helfen. Sie wissen, daß ich eine Cousine jenseits des Ozeans habe?“

„Frau Wyzykko machte mir ab und zu entfernte Andeutungen darüber.“

„Wir sind mit diesem Zweig der Familie tödlich verfeindet, und zwar so, daß wir nicht einmal Trauer anlegten, als vor einem Jahr Edua Leslie's Vater, der Schwiegersohn meiner Großmutter, starb.“

„Das ist stark!“

„O, mein Onkel hat noch ganz andere Dinge dieses Genres aufgeführt. Aber es ist nicht der geeignete Moment davon zu sprechen. Wie dem auch sei, die Frühpost brachte heute einen Brief mit dem Poststempel Chicago, dem Wohnort meiner Cousine. Obwohl der Brief an meine Großmutter adressiert war, öffnete ich ihn, da ich eine heftige Erschütterung für die alte Frau fürchtete. Lesen Sie den Brief und sagen Sie mir, ob ich gut daran gethan habe, ihn zu unterschlagen.“

Edua Leslie schrieb: „Madame, ich stehe allein auf der Welt: diejenigen, die Ihnen Kummer bereitet haben, sind nicht mehr. Sie sind unerbittlich gegen sie geblieben; ich aber bin unschuldig vor Gott und vor Ihnen. Ich bin unschuldig und habe doch viel gelitten. Sie können mir nicht bis ans Ende zürnen! Eine unüberwindliche Sehnsucht treibt mich zu Ihnen und zu meiner Cousine, die einzigen Wesen auf der Welt, mit denen mich die Bande des Blutes verbinden. Ich muß Sie sehen, Sie kennen lernen; ich habe ein heißes Verlangen nach verwandtschaftlicher Liebe, um meiner bedrückenden Einsamkeit zu entgehen. Wenn Sie mich gesehen haben, werden Sie es vielleicht möglich finden, mich zu lieben. Kommen Sie im Frühling reise ich nach Frankreich, und ich wäre unendlich glücklich, dieses Land in der Versicherung zu betreten, daß Ihre Thür nicht verschlossen bleiben wird.“

Ihrer Ihnen ehrfurchtsvoll die Hände küssenden Enkelin Edua.“

„Sie schreibt gut,“ sagte Hecypian. „Uebrigens ganz abgesehen vom Stil ist der Brief an und für sich rührend. Frau Wyzykko wird unmöglich widerstehen können.“

„Sie kennen sie nicht! Wir werden Dramen erleben; der Zwist wird sich zuspitzen, und meine Cousine wird wütend sein. Und doch wäre es geraten, sie gut zu behandeln.“

„Demnach möchten Sie verhindern, daß sie herüberkommt?“

„Wie wäre das möglich bei einer Amerikanerin von vierundzwanzig Jahren, die vollkommen frei ist zu kommen und zu gehen, wie es ihr beliebt? Nein, so war es nicht gemeint. Aber sagen Sie, ist es nicht eine Narrheit, in unserer gegenwärtigen Lage das Entgegenkommen einer nahen Verwandten mit ungeheurem Vermögen zurückzuweisen?“

„Diese Seite der Angelegenheit entging mir,“ sagte Hecypian. „Ich erkenne ihre Wichtigkeit an. Was sollen wir also thun?“

„Das weiß ich nicht; deshalb wollte ich ja Ihren Beistand haben.“

„Lassen Sie mir Zeit nachzudenken. Nach diesem Brief zu urteilen, haben wir noch einige Wochen für uns. Wissen Sie, was ich an Ihrer Cousine bewundere? Daß sie auf eine Seite bringt, was unsern hiesigen jungen Damen mindestens ein Dutzend Seiten gekostet hätte.“

„Time is money!“ antwortete Alexandrine spöttisch lächelnd. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß ich Ihnen neben dieser Bürgerin der Vereinigten Staaten wie eine Schäferin von Florian vorkommen werde. Wenn Sie Lust haben, jemanden zur Gefühlstheorie zu bekehren, so sei sie Ihnen bestens empfohlen.“

„O!“ sagte der junge Mann sich erhebend, „nach den Resultaten, die ich bei den Schäferinnen erziele, ziehe ich es vor, noch schwerere Bekehrungsversuche zu unterlassen.“

VII.

Frau Bitterlin glich jenen sorgsamten Hausfrauen, die von den Hühnern, die sie füttern, auch die Eier haben wollen. Der Chefredaktor des „Korsar“ hatte mehr als einmal ihre Trüffeln gegessen und ihren Volnay getrunken. Der Artikel über „Gebrochene Flügel“ erschien ihr daher gewissermaßen als Benachteiligung ihres Hühnerhofs. Bitterline, die nicht zu denjenigen gehörte, die sich berauben lassen ohne zu schreien, und zwar sehr laut zu schreien, eilte an dem Tag, an dem Fräulein Caron die Ehre der ersten Seite zuteil geworden war, spornstreichs in das Redaktionsbüro.

„Sie sind nett! Ich lade Sie ein, ich thu' mein Möglichstes, um Sie mit angenehmen Leuten zusammenzubringen, und dafür erwische die kleine Caron hundert- undfünfzig Zeilen in Ihrem Blatt zur Verherrlichung ihres Buches.“

Nachdem Jonzac diesen Ausfall angehört, legte er seine Feder hin und sagte gelassen: „Zunächst, wer ist das: Die kleine Caron?“

„Die Verfasserin des — wie Sie behaupten — unsterblichen Meisterwerks: ‚Gebrochene Flügel‘. Wie hat sie das nur angestellt! Was hat sie Ihnen gegeben?“

„Gar nichts, liebe Freundin; nicht einmal ein Diner, ich schwöre es Ihnen!“

„Ich aber habe Ihnen deren mehrere gegeben und will nun auch an die Reihe kommen.“

„Heute abend, wenn Sie wollen. Es ist der beste Moment für Gansleberpasteten.“

„Stellen Sie sich nicht dumm,“ sagte Bitterline, welcher der Scherz nicht behagte. „Sie verstehen mich recht gut. So gut Sie für eine Unbekannte die Trommel rühren, so gut können Sie das, glaube ich, auch für mich thun. Ich habe zwölf Werke geschrieben, zwei davon sind preisgekrönt; einem dritten soll diese Auszeichnung nächstens zuteil werden. Versprechen Sie mir einen schönen Artikel bei dieser Gelegenheit.“

„Reden wir offen,“ entgegnete Jonzac. „Sie halten mich hoffentlich nicht für dumm genug, um mir zuzumuten, den Artikel über „Norac“ ihren schönen Augen zuliebe gebracht zu haben. Wollen Sie morgen einen ähnlichen um denselben Preis haben?“

„Und ich, mein Lieber, bin auch nicht dumm genug, um zu glauben, daß eine solche Petarde von der Kleinen, die keinen Sou besitzt, bezahlt worden sei.“

„Vielleicht werden Sie Ihren eigenen Augen glauben,“ sagte Jonzac, ungeduldig werdend. Er läutete und ließ das Hauptbuch hereinbringen. Unter der Rubrik „Deffentlichkeit“ fand sich die von Herepian bezahlte Summe, mit seinem Namen gegenüber, deutlich verzeichnet.

Frau Bitterlin war zu sehr Pariserin, um nicht rasch Schlüsse zu ziehen. Sie schnalzte mit den Fingern und rief aus: „O, ich entsinne mich. Dieser junge Mann und das junge Mädchen wurden mir neulich zu gleicher Zeit vorgestellt. Sie waren bei mir geladen, kamen zusammen und gingen zusammen . . . Der Mensch ist ja ein Krösus! Aber, das muß man sagen, die Sitten veredeln sich. Früher schenkte man Juwelen, jetzt schenkt man Zeitungsartikel.“

„Es war ein Juwel von einem Artikel,“ bemerkte Jonzac. „Der Künstler, der ihn geschliffen hat, bietet Ihnen das Gegenstück dazu, wenn es Ihnen gelingt, seine Gunst zu erringen. Um so schlimmer für die Sitten!“

„Unverschämter!“ sagte Bitterlin, sich zornig stellend.

Sie zog sich zurück, ohne zu bedenken, daß sie in Gedanken und mit Worten ein unschuldiges Geschöpf besudelte. Sie war den Grenzen des litterarischen Zigeunertums, wenn sie diese nicht gar schon überschritten hatte, zu nahe gekommen, um nicht in moralischer Hinsicht abgestumpft zu sein. Sie stieß sich nicht an gewissen Verbindungen, sondern ignorierte sie ganz einfach und fand, daß sie damit der Sittenstrenge Genüge gethan habe. Herepian betreffend meinte sie, ein so großmütiger Mann sei eine Bekanntschaft, die kultiviert werden müsse. Sie lud ihn abermals ein, und, um sicher zu gehen, schickte sie auch Fräulein Caron eine Einladung. Alexandrine nahm diese aus Ehrlichkeit und Klugheit nicht an, da sie sich am Vorabend des Kampfes mit der Gastgeberin wußte. Felix lehnte ab, weil der Salon Bitterlin ohne Alexandrine keinen Reiz für ihn hatte. Indessen verpflichtete die — wenn auch abgelehnte — Einladung zu einem Besuch. Am nächsten Empfangstag der Frau Rosa Bitterlin wollten die beiden Damen und Herepian wieder an der Thür der zukünftigen Feindin zusammentreffen.

„Ich komme mir vor,“ sagte der junge Mann zu Fräulein Caron, „wie Bismarck, als er einige Monate vor dem ersten Flintenschuß am Rhein in die Tuilerien ging.“

Sie ahnten nicht, daß Bitterlins Flinten schon vor einigen Stunden ihre erste Ladung abgeschossen hatte.

Als der März herankam, ohne die erwartete gute Nachricht zu bringen, und Descande sie überdies zu meiden schien, eilte Rosa, von Unruhe getrieben, in das Sekretariat der Akademie, wo sie als langjährige Klientin bekannt war. Hier enthüllte man ihr die bittere Wahrheit. Nicht genug, daß eine andere ihren Preis erhielt, sie mußte sich auch noch sagen, daß sie selbst diese andere dem Treulosen zur Tischnachbarin bestimmt hatte. Wenn diese Geschichte einer Freundin passiert wäre, hätte sie einen ganzen Tag lang darüber gelacht. Ihr Mißgeschick wird das Tagesgespräch in Paris bilden. Leute, die von einem Mißgeschick ereilt werden, bilden sich ja stets ein, daß ganz Paris sich damit befaßt. — Man kann sich denken, in welcher Wut die Unglückliche heimkehrte.

Am nächsten Tag eröffnete sie in früher Morgenstunde die Feindseligkeiten mit einem Brief an Descande, der in allzu lebhaften Ausdrücken abgefaßt war, als daß er hier wiedergegeben werden könnte. Es war der Empfangstag der beleidigten Muse. Wie man sieht, hatte die arme Alexandrine den richtigen Moment für ihren Besuch gewählt.

Frau Bitterlin war der Meinung, daß ein stillschweigend verschluckter Schimpf schon gar nicht zu verdauen sei; sie wußte überdies, daß man selbst am lautesten lachen müsse, wenn man die Lacher auf seiner Seite haben will. Um dies zu erreichen, erzählte sie ihr Mißgeschick allen Besuchern in recht witziger Weise; denn es fehlte ihr nicht an Geist. Man kann sich vorstellen, wie der Verräter Philidor hingestellt wurde! Die Kopie des Briefes, den er bereits in Händen haben mußte, lag auf dem Tisch; Rosa hatte diesen so oft laut vorgelesen, daß sie ihn auswendig wußte.

Fräulein Caron kam anscheinend glimpflich weg. Die aus dem Sattel gehobene Konkurrentin schien ihr gar keine Schuld an dieser Sache beizumessen. Ach, es gibt Freisprüche, die ärger sind als eine Verurteilung.

„Wirklich,“ versicherte die allgütige Frau Bitterlin, „ich bin diesem jungen Mädchen nicht böse. Sie ist arm und kann die kleine Summe gut brauchen. Es war ein Glück für sie, einen Freund (sie betonte das Wort kaum merklich) zu finden, der nicht nur reich ist, sondern auch mit der Feder umzugehen versteht. Ich will damit nicht andeuten, daß er das ganze Buch der hübschen Caron geschrieben. Ich habe es gelesen, es ist recht gut; aber man merkt ihr hier und da die Anfängerin an. Felix Herepian läßt sich übrigens nicht spotten, er ist großmütig. Neulich gab er fünfundzwanzig Louis aus — ich habe die Rechnung selber gesehen — um seiner Schönen ein pomphaftes Lob im „Korzar“ zu verschaffen. Sein Schützling ist ihm demnach in demselben Maß verpflichtet, wie meinem Ex-Freund Descande. Aber bei der Verschiedenheit des Alters ist nicht anzunehmen, daß sie beiden mit gleicher Münze zahle.“

Zum zehnten Mal an diesem Tag wiederholte Rosa Bitterlin diese liebevolle Auseinandersetzung, die den erwarteten Erfolg hatte. Die Anwesenden stellten Fragen, um jede Ungewißheit zu beheben. Die Stimmen wurden erregter, das sonore Organ der Hausfrau übertönte jedoch alle.

Plötzlich verstummten die Personen, die von ihren Sätzen aus die Neuankommenden zunächst erblicken mußten. Es erklangen verschiedene „Hm!“, es wurden Augen gerollt, Ellbogen gestoßen, Füße getreten. Kurz, jeder begriff schließlich, daß man schweigen müsse, und inmitten dieses fürchterlichen Stillschweigens hielt Frau Lyzdenko ihren Einzug, gefolgt von ihrer Enkelin und . . . Herepian. Die Situation sprach für sich, so zwar, daß jene Gäste, die den jungen Mann und das junge Mädchen nicht kannten, es nicht nötig hatten, sich nach ihren Namen zu erkundigen.

Alexandrine und Felix vermieden es, sich anzublicken, hatten aber denselben Gedanken. „Sie weiß alles. Man schweigt, um den Kampf besser beobachten zu können. Achtung auf die Schläge!“ Die einzige Frau Lyzdenko merkte nichts. Mit offenem Mund, lächelnd, um ihre Atemlosigkeit zu verbergen, trat sie mit ausgestreckter

Hand derjenigen entgegen, die ihre Enkelin soeben vernichtet hatte.

„Wir kommen,“ sagte sie, „um unsern Dank für Ihre neuliche lebenswürdige Einladung abzustatten und zugleich unser Bedauern . . .“ Mehr als einer von denjenigen, die dem Drama beiwohnten, fühlte eine Regung des Mitleids. Aber Rosa Bitterlin kannte kein Erbarmen.

„Sagen Sie lieber,“ unterbrach sie mit ihrer härtesten Stimme, „daß Sie kommen, um meine Glückwünsche zu holen. Liebes Fräulein, Sie vergessen hoffentlich nicht, daß Sie Ihren hohen Protektor Descande durch mich kennen lernten. Ich schrieb ihm heute früh. Wie geht es Ihnen, Herr Heropian? Sind Sie nicht ganz glücklich?“

Die an und für sich natürliche Frage erhielt durch die Betonung, mit der sie gestellt wurde, eine ganz andere perfide Bedeutung. Heropian fühlte, daß der arme Nachen Alexandrins Gefahr lief, zu scheitern. Mit recht unfroher Miene erklärte er, der glücklichste Mensch der Welt zu sein. Der zufällig anwesende Quintaine beschloß zu intervenieren. Obwohl ihn die Verlegenheiten anderer gewöhnlich ungemein ergötzten, war er doch zu ritterlich, um sich über diese für ein junges Mädchen so grausame Situation zu belustigen.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß Frau Bitterlin, indem sie Sie beglückwünscht, den Beweis wahrer Seelengröße liefert, da sie sich selbst um den Preis bewarb, der Ihnen zufällt.“

Rosa war jedoch nicht geneigt, ihre Beute loszulassen. Sie fuhr fort, sich an Felix zu wenden: „Welche Befriedigung muß es Ihnen gewähren, den Preis in diesen reizenden Händen zu sehen! Wie wäre es auch möglich, Ihrer bezaubernden Freundin etwas abzuschlagen? Bei dem Eifer, mit dem ihre Sache nicht nur im Institut, sondern auch in der Presse verfochten

wurde, mußte sie als Siegerin hervorgehen. Nun, nun! Sie brauchen nicht zu erröten, weil Sie als treuer Ritter gehandelt haben.“

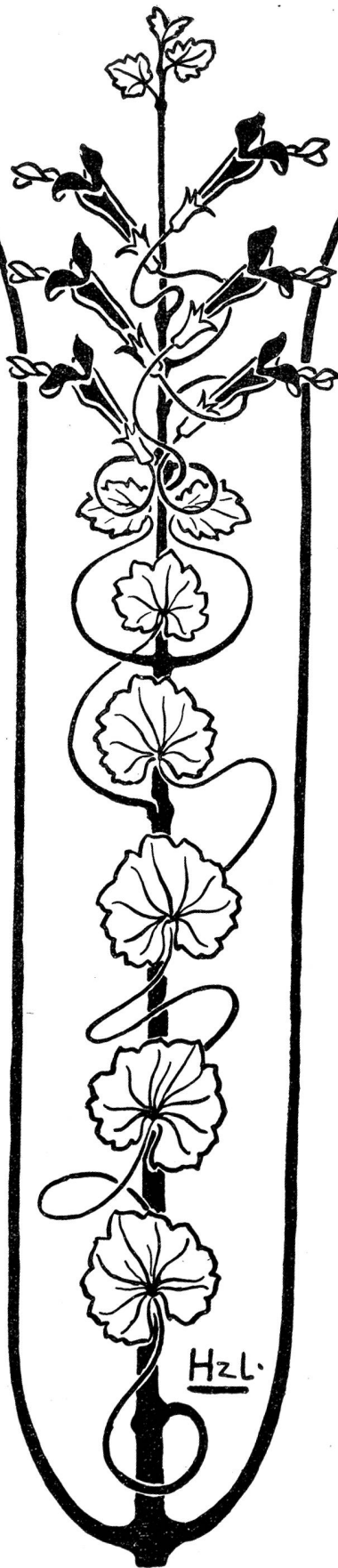
Das Erröten war Felix bis dahin dank seinem matten, südlichen Teint erspart geblieben. Jetzt aber, wo aller Augen mit belustigtem Ausdruck auf ihm und dem jungen Mädchen ruhten, wurde er purpurrot. Alle verhielten sich mäuschenstill, um seine Antwort besser zu vernehmen. Er erriet halb und halb, mit welchem Gift Frau Bitterlin ihre Nachpfeile getränkt hatte, und sagte mit vor Entzückung bebender Stimme: „Wenn ich erröte, gnädige Frau, so geschieht dies vor Vergnügen darüber, daß Sie eine Ergebenheit proklamieren, auf die ich stolz bin.“

„Bravo!“ rief Quintaine. „In Frankreich wird es Ritter geben, so lang es Frauen zu verteidigen gibt.“

„Und was wären denn Sie? Bayard oder Don Quixotte?“ spottete Frau Bitterlin.

„In diesem Augenblick Don Quixotte, meine Gnädige. Das genügt gegen Windmühlen. Bayard kämpfte nur gegen Männer.“

Fräulein Caron hörte diesem Zwiegespräch zu, ohne es recht zu verstehen, gleichwie ein armer verrückter Soldat dem Pfeifen der Kugeln sein Ohr leiht. Die Kugeln schwiegen bald, dank der durch Quintaine herbeigeführten Ablenkung; die Unterhaltung wurde in gewohnter gleichgültiger Weise fortgeführt. Nach fünf Minuten erhob sich Frau Lyzdeko auf ein Zeichen ihrer Enkelin, der es bei offiziellen Besuchen oblag, zum Rückzug zu blasen. Heropian hütete sich wohl, sie diesmal zu begleiten; er entfernte sich etwas später mit Quintaine. Als sie auf der Gasse waren, sagte dieser: „Bitterline ist in einer netten But. Seit sechs Wochen sprach sie von ihrem Preis wie von etwas ganz Sicherm. Auf Ehre! wenn



ich geahnt hätte, daß Sie kommen wollten, noch dazu mit diesem jungen Mädchen, ich wäre hinuntergegangen, um Ihr Herauskommen zu verhindern. Ihr armen Kinder könnt wohl sagen, daß Ihr selbst in den Wolfsrachen gerannt seid!"

"Ich habe den Hauch der Bestie gefühlt," antwortete Heropian. "Aber sagen Sie mir offen und ehrlich, wie Sie stets zu sein pflegen — Sie haben es vorhin abermals bewiesen — Was war in dem Wolfsrachen?"

"O, das ist leicht zu erraten. Nehmen wir an, ich wäre dreißig Jahre alt, hätte ein lebhaftes Auge, etwas Vermögen und käme oft mit einem schönen Mädchen zusammen, das arm ist und in der Illusion lebt, sich mit der Feder das Brot verdienen zu können. Ich thu' für sie, was in meinen Kräften steht; ich zahle einer Zeitung ihrthalben fünf und zwanzig Louis... Was würden Sie sagen, wenn Sie eine Frau wären, der dieses schöne Mädchen einen Preis wegfishet, was für einen Blaustrumpf weitaus kränkender ist, als wenn man ihr einen Liebhaber wegfishet?"

"Aber wofür hält man denn ihre Großmutter, die stets bei ihr ist?"

"Lieber Herr, diese Großmutter war meine Tischnachbarin. Eine recht anständige Frau, das unterliegt keinem Zweifel. Auch an der Enkelin sind keinerlei verdächtige Symptome wahrzunehmen. Ich glaube, daß sie einen klaren Kopf und nicht zu viel Herz hat. Uebrigens ist, trotz Ihrer offenkundigen Neigung für das junge Mädchen, nie behauptet worden, daß sie in Sie verliebt sei. Aber sie scheint arm zu sein; und die Welt glaubt noch leichter an die Fehler, die des Vorteils halber, als an jene, die aus Liebe begangen werden, worin ich ihr recht gebe."

"O!..." rief Felix entrüstet.

"Verstehen Sie mich recht. Ich sage, die Welt hat recht, mißtrauisch, jedoch unrecht, streng zu sein. Wer weiß, ob ich nicht, wenn ich Hunger hätte, mich in zweifelhafte politische oder Geldoperationen einlassen würde? Wie viele schöne Damen, die Gott auf einem Sammtkissen knieend danken, in ihrer Jugend nie wankend geworden zu sein, wären verlorene Geschöpfe, wenn sie, vom Morgen bis zum Abend am Nähtisch

sitzend, mit zehn Sous täglich hätten leben müssen! Nachsicht scheint mir daher geraten, ja, ich möchte sagen, geboten."

"Aber, großer Gott! Fräulein Caron braucht keine Nachsicht. Wie konnten Sie zwei Minuten mit ihr sprechen, sie sehen, als sie in diese Höhle wilder Tiere eintrat, ohne den Dufte dieser Wohlstandigkeit wahrzunehmen, wie man den Dufte der Veilchen spürt?"

"O, was das betrifft, der Dufte täuscht bisweilen. Mit ein wenig Steinkohle macht man eine falsche Veilchenessenz, die wohlriechender ist als die echte. Was man auch sagen möge, unser Zeitalter ist nicht das Jahrhundert des Dampfes oder der Elektrizität, es ist vor allem das Zeitalter der Fälschung und folglich des Mißtrauens. Wir sind alle betrogen, geprellt, auf mehr oder minder lächerliche Weise mystifiziert worden durch alle möglichen Nachahmungen, die der Tugend in erster Linie. Der Franzose aber, besonders der Pariser, zittert sein ganzes Leben lang vor der bloßen Möglichkeit, sich lächerlich zu machen. Darum leugnet er einfach alles und glaubt gar nichts, wodurch er augenscheinlich gegen jeden Betrug geschützt bleibt. Die Butter von Jigny wird stets für Margarine, der Burgunderwein für Champagneholz gehalten; die Tugend ist immer Heuchelei, die Freundschaft zwischen den zwei Geschlechtern endlich — und da wollte ich eigentlich hinaus — ist immer... was Frau Bitterlin soeben daraus gemacht hat. Auf diese Weise ist keine Mystifikation zu befürchten."

"Sie machen mich wahnsinnig vor Schmerz," sagte Heropian. "Ich sehe nun, welches Unheil ich angerichtet habe. Könnte ich diese Frau nicht töten?"

"Das hätten Sie gestern thun müssen; damit wäre zugleich dem guten Lescaud eine Flut von Schmähungen erspart geblieben. Heute können Sie gar nichts mehr thun, was Ihre Lage sehr vereinfacht. Wenn Sie nicht mehr zu dem jungen Mädchen gehen, wird man behaupten, daß sie zu Ihnen komme. Wenn Sie Ihre Besuche bei ihr fortsetzen, wird es heißen, daß Sie der öffentlichen Meinung trotzen. So sind wir nun einmal: ein wenig nichtswürdig vielleicht, aber bei Gott! nicht leicht zu übertölpeln. Wir fürchten so sehr uns zu verbrennen, daß wir bald kein Licht mehr anzünden werden."

(Fortsetzung folgt).

Die Kirke.

Jahre lang saß ich allein
Vor der schlanken Birke,
Bis mich lockt' zum Stelldichein
Eine junge Kirke.

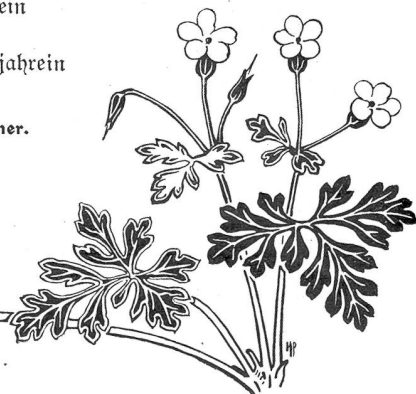
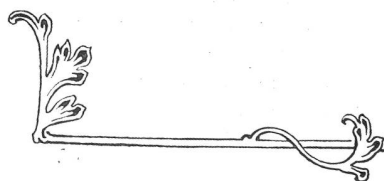
Lange Freude, kurze Weil
Hatt' ich mit der Kirke,
Manches Herz und manchen Pfeil
Schnitt ich in die Birke. —

Kurze Freude, lange Weil
Brachte mir die Kirke,
Und mein Herz, durchbohrt vom Pfeil,
Thrante in der Birke.

Heute schleich' ich zu dem Ort
Ohne junge Kirke,
Ach, mein Herz war ausgedorrt,
Ausgedorrt die Birke.

Und ich sitze jetzt allein
Vor der toten Birke
Und verfluch' jahraus, jahrein
Jene junge Kirke.

Rudolf Blümner.



„Storchenschnabel“ von Gämmerli-Marti.